

Ich beginne herumzuhüpfen, wate zum Gipfel und zurück und schreie immer das gleiche Wort heraus: „Nein, nein, nein! Ich kann von hier nicht fortgehen. Nur ein Narr kann dieses Paradies verlassen!“

Jetzt bekomme ich es eilig. Ich überprüfe die Telefone. Aha, da ist man schon an der Arbeit, und der Strom wird auch bald da sein, wenn die kaputten Sicherungen ausgewechselt sind. Da läutet das Telefon, und Heinrich meldet sich:

„Können wir fahren?“

Fast gleichzeitig höre ich das Brummen des Hauptschalters, der Strom ist da. Ich schaue die Strecke mit dem Fernglas ab und melde ihm: „Alles in Ordnung, bitte, bring mir ein Frühstück herauf, ich fall bald um vor Hunger!“

Nach zwanzig Minuten kommt das „Fertig“-Signal, und ich schalte mit einer Freude hinauf, als könne es in meinem Leben nichts Schöneres geben.

„Wie hast du es da heroben?“ ist Edmunds Gruß. Er überreicht mir einen großen Papiersack mit Semmeln, Butter, Milch, Wurst, Käse und sogar Kaffeepulver; er hat an alles gedacht. Wir gehen ins Zimmer und haben ein Gespräch unter Freunden.

Edmund setzt mir in seiner besonnenen Art nochmals alle Gründe auseinander, die für mein Hierbleiben sprechen, doch bringt er keinen einzigen Punkt vor, der mich zum Verlassen der Station animiert hätte. Ich habe, während Edmund spricht, wortlos hingehört und den Kaffee zubereitet. Nach der ersten Tasse des herrlich duftenden Bohnenkaffees und einem großen Butterbrot sage ich: „Du hast vollkommen recht mit deinen Ansichten, und es freut mich, daß du dich dieser Sache so animmst, ich werde es mir nochmals überlegen!“

Edmund scheint befreit aufzuatmen, dann meint er: „Schau, Rudi, wenn mir dein Schritt nicht gleichgültig ist, dann steckt da auch ein gewisser Eigennutz dahinter, denn du weißt selbst, daß in der Zeit, die du bei uns bist, schon sechs andere Maschinisten gekommen und gegangen sind. Glaubst du, es ist angenehm für mich, wenn ich alle zwei Monate einen neuen Mann einschulen muß?“

Es berührt mich, wie Edmund seinen Standpunkt vorbringt, und er sieht die Sache richtig, hat doch kurz vor meiner Entscheidung auch Heinz aus Gerlos die Kündigung eingereicht, schriftlich und eingeschrieben, wie es sich gehört – er hatte genug vom Berg.

Mir ist der großartige Wintertag zu schade, um ihn mit diesem unangenehmen Thema zu vergiften. So sage ich zu Edmund im glaubhaften Ton meiner innersten Entscheidung:

„Wenn Ingenieur Peyerl das nächste Mal hierher kommt, werde ich mit ihm über meinen voreiligen Entschluß reden.“

„Das ist recht“, gibt mir Edmund zur Antwort, „aber du wirst dich mit deiner Aussprache noch etwas gedulden müssen, der Chef mußte zur Betriebsleitertagung nach Wien, und anschließend muß er noch zu seiner Schifflugschance am Kulm. Er wird erst in einer Woche zurück sein.“

„Es ist auch dann noch früh genug“, sage ich – und halte das Thema für beendet.

Da setzt Edmund sein hintergründigstes Grinsen auf und meint: „Vielleicht habe ich dir schon eine Entscheidungshilfe mitgebracht“, und bei diesen Worten zieht er aus der Innentasche seines Anoraks einen blauen Brief – Nicki!

Es gibt sie also noch! Aber wieder nur das Übliche, wo sie inzwischen wieder herumgefahren ist, daß bei ihren Tanten gedrückte Stimmung herrsche und ein Besuch meinerseits nicht zu machen sei. Sie hingegen bekomme erst zu Ostern das nächste Mal frei und – ich würde selbst am besten wissen, wie leid ihr die Sache tue! Auch habe sie sich wieder ins Gleichgewicht gebracht und sei wieder so, wie sie war, bevor sie mich kennenlernte. Vielleicht würde sie bei unserem Wiedersehen imstande sein, mir alles zu sagen, was sie mir schon so lange sagen wollte. Ende!

Der Brief ist nicht dazu angetan, mehrmals gelesen zu werden. Ich gieße mir einen Kaffee ein und schlürfe so genüßlich, als sei alles in bester Ordnung. Der Tag aber hat sein strahlendes Licht bereits eingebüßt. Ich fühle, daß sich meine Stimmung zu verdüstern beginnt, denn diese Worte „alles sagen kann“ werden zu Kristallbergen voller Geheimnisse. Da geht das Telefon. Edmund hebt ab. „Ja, ist in Ordnung“, sagt er knapp und legt auf. „Ein Omnibus, es geht los“, sagt er, setzt seine Mütze auf und macht eine Handbewegung Richtung Führerstand. Ich würge in aller Eile ein Wurstbrot hinunter, dann schleppe ich die Wasserkanne auf den Bahnsteig. In meine Tätigkeiten ist die Ordnung zurückgekehrt.

Tags darauf bringt mir Edmund einen Brief mit, weißes Kuvert. Es bedarf nur eines Blickes, um zu wissen – Vater. Da ich zu wissen glaube, welchen Inhaltes der Brief ist, lege ich ihn in den Kasten, um ihn mir am Abend vorzunehmen. In einer Pause fahre ich nach St. Christoph hinunter und decke mich mit einem großen Karton Lebensmittel ein. Nach Dienstschluß öffne ich Vaters Brief ohne große Erwartung, denn ich ahne schon, was drinnen steht. Er macht keine Umschweife!

„Diese Dummheit kann auch nur Dir einfallen“, so beginnt es ungefähr, dann geht es weiter: „Hast Du nicht davon Kenntnis genommen,

daß wir 200.000 Arbeitslose haben, und Du willst einfach abhauen, bezeichnenderweise ohne Dich um etwas Neues gekümmert zu haben. Dein Verhalten ist ein Skandal. Du machst die Sache sofort rückgängig! Wenn nicht, komme ich hinauf! Wenn Du Dickschädel mich dazu zwingen solltest, hätte ich keine Freude mehr mit Dir. Dein Vater.“

Das ist deutlich, und nach diesem Schuß vor den Bug entschlief ich mich für das Beste, ich genehmige mir ein Bier.

Stehend, mit geschlossenen Augen, die Nase tief in den kühlen Schaum gebeugt, leere ich das handliche Krügel. Dann seufzte ich einige Male schwer durch, entdeckte wieder einmal zu meinem Leidwesen, daß ich noch immer auf der Welt bin, und beim Anblick des Lattenrostes vom Bett über mir weiß ich, was ich zu tun habe.

*

Der Frühling stürzt mit aller Heftigkeit in die gefleckten Hänge hinein, die Tage des Schnees sind gezählt. Ich bin wie im Taumel und trinke die süße Föhnluft als ein berauschendes Lebenselixier. Die langen Zungen des Firnschnees ziehen sich in höhere Lagen zurück, verkürzen sich – verschwinden.

Es ist ein unbeschreibliches, mit allen Fasern gefühltes Glück, inmitten dieses Überganges zu sein. Ich halte es nicht mehr aus auf meiner Station. Ich will dem warmen, erdigen Geruch der kommenden Zeit in die Arme laufen. Ich suche Hände, Gesichter, Stimmen, ich bin so maßlos traurig und glücklich, daß ich meine Wege am liebsten im Kopfstand ginge, nur um zu sehen, ob das wirklich noch meine Welt ist. Sie ist es – wieder!

Nach der Rückkehr meines Chefs wird in einem guten, ruhigen Gespräch alles in Ordnung gebracht. Es ist für einige Augenblicke sogar wieder ein wenig frühere Zeit zwischen uns. Er kann halt auch nicht heraus aus seiner Haut.

Es genügen einige sonnige Tage, und ich bin wieder zu einem Bündel Lebenslust geworden, und hätte man mich im Schnee vergraben, ich wäre garantiert als Primel hervorgekommen.

Und wenn die langen, einsamen Abende auf der Station wieder einmal einen drastischen Anschlag auf meine Lebensfreude vorbereiten, kommt bestimmt im letzten Augenblick ein Brief über den Brenner und läßt mich von meinem weit entfernten Lebenslicht wenigstens die Unterschrift sehen.

Es entspricht meiner Vorstellung, daß jeder vernünftige Mensch den Verliebten nur als das sehen kann, was er in Wirklichkeit ist: ein armes Geschöpf ohne Einsicht und Ausweg.

Meine Kollegen von der Bahn aber bedauern mich nicht. Im Gegenteil. Sie gönnen mir mit allen verlässlichen Zeichen ihrer Schadenfreude mein Leid – und nicht nur das. Sie nützen meine enttäuschten Erwartungen auch zu ihrem Vorteil aus. So zum Beispiel haben die Nachtdiensthabenden der Galzigbahn nicht die geringsten Skrupel, mich abends, sogar bei schlechtem Wetter, anzurufen, um mir mitzuteilen, daß bei ihnen Post für mich liege. Auf meine Frage nach dem Absender sagen sie dann: „Brixen!“ Komme ich kurz darauf mit hochrotem Kopf ins Büfett gestürzt und verlange nach dem Brief, weiß niemand etwas davon, aber es meldet sich bald einer und sagt: „Es ist gut, daß du zufällig da bist, wir brauchen einen vierten Mann zum Kartenspielen!“ Daß ich ihnen nach solchen Eröffnungen nicht ihre schwarzen Seelen aus der Brust reiße, verdanken sie dem Umstand, daß sie jeweils in der Überzahl sind.

Es sind dies jene schmerzenden Ereignisse, die mir mein hoffnungsloses Ausgeliefertsein an mein selbstverschuldetes Unglück mit aller Intensität unter das Brustbein schieben. Oft freilich meinen es die Burschen nicht böse, sondern es sind einfach unglückliche Einfälle ihrer eigenen Langeweile, und die Tatsache, daß ich nach solchen Foppereien meistens ein mordsmäßiges Theater mache und mit den grausigsten Flüchen und Beschimpfungen nicht geize, ist zweifellos ein zusätzlicher Anreiz, sich für ihre abendliche Unterhaltung meines Postlaufes zu bedienen.

Die Sonne steht wieder spürbar hoch. Ich trinke den Geruch der Stoffe, der Wolle, des Segeltuchs voll Wärme und Glanz wie den Dufttaumel eines Blumenbeetes auf. Ostern ist vorbei. Wir fahren nur noch fallweise für Montage- und Revisionszwecke. In diesen Tagen voll prallem Licht geschieht es. Edmund fragt mich, ob ich mich auf die Einerstütze wage, um die Seilschuhe zu schmieren – also jenen starken Stahlschaft mit der ausgehöhlten Bronzefütterung, in der das Tragseil sich vor und zurück bewegt. In Zukunft bliebe mir diese Arbeit ohnehin nicht erspart, lächelt Edmund geheimnisvoll.

Ich lasse mich, begleitet von Arnold, mit der Kabine zur Stütze bringen und steige auf das Podest hinüber. Auch wenn man schwindelfrei ist – bei dieser Tätigkeit eine Grundvoraussetzung –, hat das Hinübersteigen auf die Stütze sehr konzentriert zu erfolgen. Der Abstand zwischen Podestkante und Kabine beträgt eine gestreckte Schrittlänge. Man hat zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen – entweder den großen Schritt zu tun oder die Kabine in seitliche Schwingungen zu versetzen und im

richtigen Augenblick den geringeren Abstand zu überspringen. Es bleibt immer ein kniffliges Gefühl, sofern man zu jenen Menschen zählt, die ein freier Abstand von gut 30 Meter zum Boden zu überlegtem Handeln zwingt.

Der Holzboden des Podestes beim Ausstieg ist trocken. Arnold reicht mir Schmierkübel und Lappen nach. Ich steige hinauf zum obersten Podest und stelle den Kübel neben den Leiterkorb. Dann gehe ich zur Seite. Ein luftiges Gefühl, auf einem ein Meter breiten und gut drei Meter langem Brett zu stehen und die anbräunenden Hügel tief unter sich zu haben. Geradeaus Schnee, und wenn man den Kopf in den Nacken schiebt, blauer Himmel, alles ohne Halt.

Das Stehen auf einem solchen Podest ist immer eine Gefahr, auch für denjenigen, der mit Schwindelfreiheit protzen möchte. Im Falle eines heftigen Ruckes der Stütze durch die ungenügend gleitenden Seile verlore man unweigerlich den Halt.

Ich tauche meinen Schmierhandschuh samt Lappen in das dicke Öl und gehe in der Hocke vor bis zum Schuh, also zu jener Stelle, wo nachher nichts mehr kommt. Dann lege ich mich auf den Bauch und bringe das Schmiermittel in den oberen Schnabel des Stützenschuhes ein. Daß mir dabei die Kabine unversehens über die Finger fahren könnte, ist keine Gefahr, weil sich das Herannahen eines Laufwerks durch das sensible Zusammenwirken von TragseilSchwingungen und Stützenkonstruktion unüberhörbar ankündigt. Da surrt es auch schon auf mich zu, und ich gehe sofort auf den entsprechenden Sicherheitsabstand zurück. Das Laufwerk wird zur Stütze her immer langsamer, und Arnold ruft zu mir herauf: „Rudi, ein Brief ist da für dich!“

Die folgenden Augenblicke gehören zu jenen, in welchen dem Schutzengel stets der größere Dank gebührt als der eigenen Umsicht. Bei meinem hastigen Hinunterturnen über die schmale Leiter rutsche ich mehrmals aus, denn meine Hände und meine Schuhsohlen sind ölverschmiert. Arnold öffnet die Kabinentür: „Es ist gerade nicht viel los, da meinte der Edmund, ich könnte dir den Brief separat zustellen; es sei ohnehin nach langer Zeit wieder der erste!“

Ich lange hinüber wie der Ertrinkende nach dem rettenden Tau. Arnold muß meine Erregung, das Zittern meiner Hände bemerkt haben, denn er sagt: „Laß dir doch Zeit bei dieser Arbeit. Paß lieber auf und wisch dir das Öl gründlich ab. Mir wäre vor kurzem ein glitschiger Schuh auf der Stütze am Osthang drüben bald zum Verhängnis geworden!“

Ich danke ihm, er kurbelt Abfahrt und schwebt wieder zur Bergstation empor.

Der Brief saugt das Öl von meinen Fingern wie Löschpapier. Ich stecke ihn in die Brusttasche der Monturbluse und klettere zum obersten Podest hinauf. Dort wische ich mir die Hände ordentlich trocken, setze mich mitten aufs Brett und öffne den Brief.

Und sie fahren wieder in mich hinein, diese nichtssagenden Worte und Floskeln. Jeder Satz trifft mich wie eine Giftspritze. Ich spüre wieder das Zittern in meinen Armen und wie sich in meiner Brust alles zusammenzieht: „Du wirst es nicht verstehen, aber es geht nicht anders. Es ist am besten, wenn Du dieses Mal nicht kommst, liebe Grüße.“

Dieses Mal! Das ist das zweite Mal, daß aus meiner Fahrt nach Brixen nichts wird. Soll der Mai auch noch ins Land gehen, bevor ich sie wiedersehen darf? Wieder beginnt mein Martyrium von vorn. Warten, hoffen, träumen – kann ich diese Last noch länger tragen ...?

Da – was war das? Es wirft mich fast um! Die Stütze! Wieder ein heftiger Ruck. In einer schnellen Drehung lege ich mich auf den Bauch. Die Stütze schwingt fast gleichmäßig hin und her – dann plötzlich pendelt sie in immer schneller werdenden Schüben, schlingert – ich suche einen Halt an der Bodenkante, alles bewegt sich, läuft mit mir zum Hang hin, rutscht dem blauen Himmel entgegen ...

Ich kralle mich fest. Wieder wankt die Stütze, doch jetzt scheint sich alles zu drehen. Ich presse meinen Mund auf das imprägnierte Holz unter mir, spüre die rauhen Schiefer auf meinen Lippen – aus!

*

Ein feines Surren weckt mich. Ich schaue um mich. Vor mir das Tragseil und blauer Himmel. Von der Talseite kommt der Gehängekopf der Zweierkabine auf mich zu und rutscht mit einem schmatzenden Geräusch über den frischgeschmierten Seilschuh. Die Bahn fährt, die Stütze steht also noch, und ich – lebe. Doch weiß ich nichts anzufangen mit der Wärme des Holzes, auf dem ich liege, wer weiß, wie lang schon? Was ist mit mir, was ist vorher gewesen?

Ich spüre ein seltsames Gefühl in meinem Magen. Mir ist schlecht, und als ich mich erhebe, bewegen sich die Hänge um mich her. Ich will mich festhalten, aber da ist nichts! Meine Hand geht ins Leere – und ich liege wieder auf dem Brett. Ich kann nicht mehr frei auf der Stütze stehen, 37 Meter über dem Boden. Mir ist schwindlig geworden. Was ist da nur?

Die Einserkabine kommt langsam auf mich zu. Ich höre Arnolds Stimme: „Bist du fertig mit dem Schmieren oder willst du Bräune schinden?“

Wir haben dich mit dem Fernglas zwischen den Seilschuhen liegen gesehen! Fährst du mit hinauf?“

Jetzt fühle ich mich wieder fähig, richtig zu handeln: „Bleib vor dem Podest stehen, ich muß auf deiner Seite noch ein wenig Öl einbringen, dann bin ich soweit.“

Ich fahre mit dem ölgetränkten Handschuh die Seilaufgabe nochmals durch, gehe in gebückter Haltung zur Leiter zurück und steige mit äußerster Vorsicht zum unteren Podest hinab. Inzwischen ist Arnold bis zu mir hergefahren und sagt: „Komm, gib mir den Kübel, und dann kommst du!“ Ich halte mich mit der rechten Hand an den Winkelprofilen der Stütze und beuge mich mit dem Kübel weit von der Stütze weg. Arnold nimmt mir den Seilschmierbehälter ab: „So, und jetzt der nächste.“

Da spüre ich einen ungewohnten Druck in meinem Hals und in meiner Brust, und im gleichen Augenblick registriere ich, daß meine Knie zittern. Ich kann nicht in die Kabine hinüberspringen, ich habe Angst, lähmende Angst. Diese Beklemmung ist neu für mich. Trotzdem will ich Arnold nichts von meinem Zustand merken lassen.

„Ich muß bei den Stützsockeln noch schauen, wo wir für die Erdung am besten aufgraben. Ich geh dann zur Talstation hinunter und komm' mit der nächsten Fahrt hinauf.“ Die Ausrede ist glaubhaft, denn die Sanierung der Erdungsanlagen ist mir für die kommende Zeit ins Programm geschrieben. „Ist in Ordnung“, sagt Arnold, ohne – so scheint es mir – von meinem Zustand etwas bemerkt zu haben. Die Kabine fährt wieder aufwärts. Ich trockne Hände und Schuhsohlen gründlich mit einem Putzlappen, dann steige ich in den Leiterkorb. Und ich greife mich hinunter, so mechanisch und sicher wie vor diesem Schmierdienst. Dann gehe ich ein paar Mal um die Stütze herum, bücke mich gelegentlich und trabe anschließend, seltsam erleichtert, Richtung Talstation.

Wieder auf dem Berg, begleitet mich Edmund, seine Hand wohlwollend auf meiner Schulter, in mein Zimmer hinüber und eröffnet mir sein Staunen: „Jetzt erzähl mir einmal in aller Ruhe, was heut' auf der Stütze los war. Ich hab' mich nicht mehr ausgekannt. Einmal bist du frei gestanden, dann gelegen, ziemlich lang, es hat gerade so ausgesehen, als wolltest du etwas ausprobieren. Wie ein Trapezkünstler bist du mir auf die Weite vorgekommen!“

Ich erzähle ihm, daß mich plötzlich ein Schwindel gepackt habe, nachdem die Stütze hin- und hergerissen worden sei.

„Ja, das hättest du ja wissen müssen! Es war eben schon höchste Zeit für die Seilschmierung. Ich schick' dich doch nicht umsonst da hinauf“, ereifert sich Edmund.

„Ich weiß auch nicht, was heut' los war mit mir. Mir ist so schlecht geworden im Magen, und gezittert hab' ich auch wie noch nie zuvor“, gebe ich zur Antwort.

„Was hast du heute gegessen?“ fragt Edmund besorgt. Da komme ich ins Stocken, denn mir fällt ein, daß ich noch keinen Bissen angerührt habe. Beinahe erleichtert sage ich: „Nichts, fällt mir eben ein. Ich war heute zu faul, mir ein Frühstück zu machen, denn es war so schön draußen in der Früh, so herrlich, und die Luft dick und warm – richtig zum Saufen!“

Da schaut mich Edmund groß an und sagt mit einer Miene zwischen kaum merklicher Nachdenklichkeit und einem Anflug trockenen Humors: „Jetzt bin ich aber beruhigt, denn ich glaubte schon“, und mit dem Lachen kommt seine Zahnlücke voll hervor, „du würdest deinen ersten Selbstmord ausprobieren.“ Ich lache: „Wieso ersten, es gibt wohl nur einen!“ „Wie man's nimmt“, meint er darauf, „du hättest ja zwei Möglichkeiten gehabt.“

Und als ich frage: „Wie meinst du das?“, sagt Edmund mit einer abschließenden Handbewegung: „Lassen wir das, Rudi, mit solchen Sachen spaßt man nicht. Ich bin froh, daß du über die Leiter hinunter bist.“

Wieder allein, bin ich vollkommen unfähig, etwas zu tun. Ich setze mich zum Tisch, stütze meine Wangen in die Hände und schaue hinaus zum Sulzkopf, zum Rendl, zu allen Gipfeln, die immer auf der selben Stelle verharren und da sind, wenn ich sie sehen will.

Der ereignisreiche Tag geht nochmals an mir vorbei. Das Gespräch mit Edmund und seine Bemerkung – „den ersten Selbstmord ausprobieren“. Er hat nicht so unrecht, denn dieser Platz da oben wäre gut geeignet gewesen für ein solches Vorhaben. Das bliebe auf immer ein gut getarnter Abgang. Ein freier Fall von 37 Meter und ein Aufschlag auf Stein, das wäre verlässlich. Die öligen Hände und Schuhe würden alles erklären. Und beim Einstieg in die Kabine? Edmund muß wirklich alles beobachtet haben. Da wäre die Sache noch hundertprozentiger, weil mit einem Zeugen belegt. Nur ein Schritt daneben, und ein Arbeitsunfall mit tödlichem Ausgang wäre perfekt. Vielleicht käme noch eine Schockbehandlung für den Zeugen hinzu, sonst aber – alles klar.

Über diese Gedanken bin ich Edmund sehr dankbar für sein Taktgefühl, das immer wieder neben seinem, oft auch beißenden Humor zum Vorschein kommt. Daß ich ihn als meinen väterlichen Freund – denn er ist im eigentlichen Sinne ja kein Vorgesetzter für mich – immer mehr schätzen lerne, ist mir aus jeder Situation heraus bewußt, in der er mir helfend, beratend, oder auch nur als stiller Zuhörer beisteht.

Jetzt weiß ich, daß ich ihn liebe, und daß ich schon längst den Weg der anderen Maschinisten gegangen wäre, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, mit ihm zusammen zu kommen. Er ist und bleibt für mich in meiner Einsamkeit und in meinen Problemen die zentrale Person. Er bestimmt meinen Wandel durch Vorbild und Beispielhaltung weit mehr, als es Schneesturm und manche Entsagung mit sich bringen. In dieser Stunde weiß ich, daß Edmund einer der ersten ist, auf die ich in meinem späteren Leben mit Respekt und Dankbarkeit zurückschauen werde. Wie gut ist es doch für mich, daß ich die Kündigung zurückgezogen habe.

*

Der Ablauf der Geschehnisse auf der Station ist wieder ins Lot gekommen. Eingebunden in meinen Aufgabenbereich darf ich weiterhin die starke Zusammengehörigkeit unter den Kollegen empfinden wie alle Zeit vorher.

Ich habe allen Grund, glücklich zu sein. Wie ein körperliches Ereignis geht diese Erkenntnis in mich hinein.

Einem jähen Einfall folgend, hole ich Nickis Brief aus meiner Monturbluse. Ohne Rührung betrachte ich den ölverschmierten Umschlag. Dann öffne ich beim Ofen die obere Tür. Ich schaue nach, als hätte ich das mit jedem ihrer Briefe gemacht. Er brennt so hell wie die meinen, nur – meine brannten länger.

Die ersten Tage im Mai kommen mit einer Kraft, daß es auch auf unserer Höhe fühlbar Frühling wird. Ich spüre alles aus den föhnigen Winden heraus, jene Verwandlung, die sich im Menschen vollzieht – unmerklich von ihm selbst. Er spürt es nur in den Einzelheiten, die er Sehnsucht, Verlangen, Wunsch und Freude nennt. Daß er als Ganzes neu geboren wird, will er nicht wahrhaben, denn dann müßte er ja niederknien und dem Herrgott danken. Unter den Versprechungen des Blaufirmaments und im unbändigen Süßrausch des Föhns werden die Mauern der Station klein, denn ich bin dem Schönen nachgegangen und trinke die Sonne in den Hängen des Steißbachtals. Über die kilometerweite Entfernung nimmt sich die Christoph-Bergstation wie ein Hirtenunterstand aus.

Wie andächtig drücke ich meine Nase in die duftenden Blüten hinein. Ich kann mich gar nicht satt riechen am Zimtduft der Steinröschen, am schweren Parfum der Brunellen. Wie hochstielige Gartenblumen steht der blauleuchtende Eisenhut in den saftigen Bergmähdern. Feuerlilien und hüfthohe Kratzdisteln säumen den Pfad. Lege ich mich ins Gras,

kitzeln mir die bärtigen Glockenblumen das Gesicht, hüllen mich die Schafgarben mit ihrem grünen Sonnengeruch ein.

Da ist nichts mehr von Kälte und Schnee und braunem Matsch, da ist alles ein einziges Blühen und Duften und Sich-im-Winde-Wiegen und Sich-Verströmen in Farben, Säften und Gerüchen. Hummeln schaukeln durch das lichttrunkene Gras, und die geschäftigen Bienen finden nicht Zeit, sich um meine Anwesenheit zu kümmern. Wieder und immer wieder muß ich mich in diese herrlichen Wiesen legen, um nach einem langen Winter in der Höhe wieder die Talgerüche und Blumendüfte unterscheiden zu lernen. Mit einem Strauß Frühling in der Hand taumle ich zurück zur Station und stelle ihn auf den Tisch, um jeden Tag zu sehen und neu zu erfahren, wie schön es doch ist, auf der Welt zu sein.

Als ich auf dem Tisch ein wenig Ordnung mache, entdecke ich einen blauen Brief! Ohne Messer reiße ich das Kuvert auf und lese: „Hier ist alles in Ordnung, es wäre wunderbar, wenn du nächste Woche kommen könntest. Schau, daß Du frei bekommst, und vergiß nicht, die Ankunft des Zuges zu schreiben; ich hole Dich in jedem Fall ab. Deine Nicki.“

Jetzt laufe ich nochmals hinaus in die Lust dieses Abends, und spielend fasse ich alle Sonnen mit meinen Händen. Ich liebe die Gräser und küsse die Steine. Ich weiß, daß es mich bald nicht mehr geben wird. So laufe ich fort vor meinem Zerspringen. Ich renne in den Abend hinein, stürme zur Galzig-Bergstation, denn ich muß es allen sagen, allen!

Peter steht draußen und schaut mit dem Fernglas ins Tal hinaus. Als er mich kommen hört, dreht er sich verwundert zu mir. „Was ist denn jetzt los, mußt du heute etwa noch auf einen Zug und über den Brenner fahren?“

„Nein“, keuche ich, „heute nicht, aber nächste Woche, und jetzt bin ich gleich losgerannt, vielleicht brauche ich einen von euch als Ersatz für mich.“

„Nicht so stürmisch, komm zuerst herein und beruhige dich. So kann man nicht reden mit dir.“

Wir gehen hinein, sagen es den anderen, allen, auch den Frauen vom Büfett und den Männern vom Bau. Ich gebe nicht nach, bis sich alle mit mir freuen. Wir machen einen gemeinsamen Tisch, und ich gebe eine Runde – auf Pump, denn ich habe bei meinem freudigen Fortlaufen alles liegenlassen. Die nächste Runde übernimmt Peter, die dritte Steffeler Franz. Dann geben einige Arbeiter den Wink zum Büfett, und das dumpfe Geräusch in meinen Ohren wird stärker. Da fällt mir plötzlich der Brief ein, ich stehe auf: „Entschuldigung, ich muß gehen, denn auf meiner Station wartet noch jemand, der will einen Gutenachtkuß von mir!“

Einige finden das witzig, und schon bin ich bei der Tür draußen und stürme los. Als nach einer guten Stunde das Telefon geht, ist Peter am Apparat: „Bist du gut hinübergekommen?“

Ich bejahe.

„Das hab' ich mir gedacht, denn wir haben dich bis zur Einserstütze der Vallagubahn lachen gehört. Gute Nacht!“

Jetzt wird alles wunderbar werden. Jetzt ist es zu mir gekommen, das Glück. Im blauen Kuvert liegt es vor mir. Ich habe nie geglaubt, daß es so flach sein kann – und ein Schlaf so tief ...

*

An diesem Morgen, nach meinem ersten, wirklich fröhlichen Umtrunk, beginnen meine hitzigen Vorbereitungen. Zuerst ist der Reisetag festzulegen. Mit Edmund und Ingenieur Peyerl muß ein Ersatzmann für mich gefunden werden. Dann suche ich den Zug heraus und richte alles zusammen, was ich mitnehmen will. Die Strecke ist klar, Innsbruck-Brenner. Wozu also die Aufregung?

Edmund wundert sich nicht wenig, als er mich in meinem aufgewirbelten Zustand hin- und hersausen sieht. Er meint: „So weiß ich es nur von den Wellensittichen, wenn sie schon lang kein Futter mehr bekommen haben.“

Ich überhöre alles. Mein Ersatzmann ist telefonisch verständigt, beide Chefs wissen Bescheid, es kann losgehen.

Trotz des Winters, der auf den Gipfeln in den letzten Zügen liegt, entschieße ich mich, als Reisebekleidung die beige Gabardinehose und das Sämischledersakko zu wählen, und für unerwartete Wetterumschwünge genügt mein Trenchcoat. Das ist lässig und bequem, dazu eine Aktentasche als Reisegepäck ab Innsbruck, mit Lesestoff und kleiner Jause – pasta.

Das Wetter ist prächtig, und ich werde die Reise genießen; endlich wieder fortfahren, andere Bilder, Farben, Wärme, Düfte. Die Faszination der Arlbergstrecke. Die Bahnwärterhäuschen mit ihrem Blumenglück, die romantischen Bögen, Überführungen, Tunnels – hier haben die Ingenieure vor langer Zeit ganze Arbeit geleistet. Dann das Erlebnis der Triannabrücke und das Selbstverständnis, mit dem der Koloß aus der Reihe E 94 in die Brücke einfährt. Würde sie brechen, es ginge sich noch ein andächtiges Kreuzzeichen aus bis zum Aufschlag. Die Ruine Schrofenstein, die Kronburg, Imster Schlucht, ich werde vom Fenster kaum wegkommen. Dann Martinswand! Erinnerungen an die Bahnfahrten durch die Tunnels in der Wand. Die Zeltlager am Blindsee, am Plansee und un-

sere besten Kämpfer: Pfitscher, Igele und Pflegg. Frühe Jugend – längst vorbei. Wenn ich das Brandjoch dann wieder zu meiner Linken und die Sattelspitzen, das Hafelekar vor mir habe, würden es mir die rauchenden Bremsklötze wieder ins Bewußtsein bringen: Innsbruck, Hauptbahnhof. Aussteigen!

So ähnlich ist dann auch alles. Zumindest bis Innsbruck können Phantasie und Vorfreude mit dem tatsächlichen Reiseverlauf noch einigermaßen mithalten, doch auf dem Weg nach Südtirol beginnen mir schon nach dem Frühstück zu Hause die ersten, drastischen Veränderungen an meiner Person aufzufallen. Ich sehe mich mehrmals im Spiegel, und das war immerhin ein ernstzunehmendes Zeichen. Und daß ich mich ohne Zutun der Mutter oder meiner Geschwister dazu entschließe, meine unkomplizierte Haartracht einer Kultivierung zu unterziehen – das gibt mir beinahe die Gewißheit, daß ich nicht nur unterwegs zur Dame meines Herzens bin, sondern mich zugleich einer unkontrollierbaren Persönlichkeitsspaltung aussetze.

Dann gehe ich zum Friseur, und nach allen, mir völlig unmännlich erscheinenden Prozeduren von Waschen und Legen bis zur Fönwelle, schaue ich nach zwei Stunden in den Spiegel und sehe mich so verwandelt, daß mein verwittertes Selbstwertgefühl wieder in neuem Glanz erstrahlt. Die ungewohnten Düfte, die mich umschweben, geben mir zwar eher das Gefühl, ein wandelnder Stand für Musterparfums zu sein als ein frischgemachter Zwanzigjähriger, der sich anschickt, seine Dame aus dem verbotenen Turm zu holen.

Ich sitze im Zug und weiß für die erste Zeit nichts Rechtes mit mir anzufangen. Anstatt in ruhiger Gelassenheit die beglückenden Bilder des Frühlings in meine Seele einzulassen, gehe ich wieder und wieder auf die stinkige Toilette, weil dort der größte Spiegel hängt. Doch dann halte ich plötzlich den Zeitpunkt für gekommen, mir eine der dicken Zigarren zu gönnen, die ich mir in Innsbruck in einem kurzdauernden Anfall von Minderwertigkeitsgefühl besorgt habe. Das Zusteigen eines ergrauten Herrn elegantester Erscheinung in mein Abteil scheint ein weiterer gewichtiger Grund, mich mit den süß duftenden Ungetümern mit prächtig goldener Schärpe näher zu befassen. Ich weiß nicht, ob ich das weise Lächeln meines Gegenübers dem mir immer noch stark anhaftenden Fönwellengeruch zuzuschreiben habe oder der umständlichen Inbetriebsetzung meiner ersten Zigarre.

Sie brennt, und ich huste. Dies scheint jedoch eine normale Begleitererscheinung des geglückten Manövers zu sein, denn der Herr mir gegenüber lächelt jetzt nicht mehr. Seine nunmehr verschlossenen Gesichtszü-

ge als Ausdruck eines tiefen Bedauerns erkennen zu können, fehlt es mir noch an Weitblick. Bald ist das Coupé von grauer Undurchsichtigkeit erfüllt. Für mich aber ist der Augenblick gekommen, mich genießerisch zurückzulehnen.

Eine leichte Berührung an meinem Knie weckt mich. Mein erwachendes Staunen muß etwas fassungslos ausgefallen sein, denn der feine Herr lacht jetzt in einer Art, die nicht zu ihm paßt; er klopfte sich mit der Hand auf den Schenkel und meint in diesem Gelächter zu mir: „So passen Sie doch auf, junger Mann! Ihre Zigarre, die Banderole!“

Und jetzt stelle ich alle drei Übel auf einmal fest: Ich bin eingeschlafen, die Glut hat die breite, goldene Schlaufe bereits völlig verzehrt, und mit dem dritten Übel will ich mich beim großen Spiegel näher befassen.

„Frische Luft schnappen“, sage ich wohl eine Spur zu schnell, um für einen solchen Entschluß glaubhaft zu wirken. Jetzt lächelt der feine Herr nur mehr mit seinen Augenbrauen!

Wieder auf meinen Platz zurückgekehrt, weiß ich, jetzt ist das Unglück perfekt. Alle Heiligen, mein Mädchen, wie soll ich in diesem Zustand? Nein, das ist nicht auszudenken. Ein Glück, daß die teure Zigarre so brav ihre Glut gehalten hat, sonst hätte ich womöglich auch noch einen verbrannten Anzug gehabt. Aber wohin mit meinem anderen Übel? Mir ist ja kaum einmal so schlecht gewesen, und noch dazu dieser grau-sige Geschmack im Mund. Der Herr scheint sich meiner zu erbarmen (für die notwendige Hilfe genügt jener im Abteil), und er sagt: „Es muß alle Augenblicke der Mann mit dem kleinen Wagen durchkommen. Da nehmen Sie dann einen Kaffee, und alles ist wieder gut.“

Mir paßt dieses fürsorgliche „wieder gut“ überhaupt nicht, denn erstens hat er vorhin „junger Mann“ zu mir gesagt und zweitens will ich es mir nicht anmerken lassen, was ich vor dem großen Spiegel durchzustehen hatte.

Der Schaffner kommt durch und ruft meine Zielstation aus. Im letzten Augenblick nehme ich aus meinem Toilettenbeutel die Zahnpastatube und drücke mir eine kleine Portion in den Mund. Diese Zigarren, wie habe ich nur so dumm sein können!

Brixen! Mit dem Gekreis der Bremsen beugt sich meine Erwartung so weit wie möglich zum Fenster hinaus, und da sehe ich auch schon – Nicki!

Ein liebes Mädchen kommt mir näher und wird zur langersehnten Wirklichkeit aus Fleisch und Blut. Vergessen ist die üble Erfahrung mit der Zigarre, denn augenblicklich füllt sich die Brust mit Erinnerungen an kurze Zweisamkeit. Ein unbeherrschtes Durcheinander von Gefüh-